

(Nachdruck verboten.)

9) Zwischen zwei Scherzen.

Erzählung von L. Verni.

(Schluß.)

Glücklicherweise trat gerade der Bezirksarzt ein, um den Tod zu konstatieren. Er trat schnell auf Elise zu, die mit zurückgeworfenem Kopfe noch immer leise, gell und krampfhaft lachte, sprach von einer Arznei und beschloß dann, sie sofort zu senden. Dann kehrte er sich gegen Bianca und nachdem er sie ohne Ceremonie von Kopf zu Füßen gemessen hatte, sagte er: „Sie müssen fortgehen, das ist besser.“ Als ein in diesen Dingen erfahrener Mann sah er wohl, daß sie, falls sie blieb, unfehlbar auch Konvulsionen bekommen hätte.

Während er sie die Treppe herunter begleitete, antwortete er auf ihre Frage: „Ich habe Schwindelsucht als Todesursache angegeben, um doch etwas zu schreiben . . . Arme Kleine, eine schöne Schwindelsucht, das! . . .“

„Aber was war es denn?“ rief Bianca erstaunt.

Der Arzt maß sie zum zweiten Mal vom Kopf bis zu den Füßen, noch erstaunter als sie.

„Was? Das haben Sie nicht bemerkt? . . . Sie ist an Auszehrung gestorben, deutlicher gesagt . . . verhungert.“

„Verhungert? verhungert?“

„Ja, solche Dinge kommen vor! Aber die reichen Leute, was können die davon wissen.“

XL

Der in gesellschaftlichen Formen wenig erfahrene schlichte Mann hatte durchaus keine persönliche Anzüglichkeit oder Ungezogenheit sagen wollen; seiner Gewohnheit gemäß konstatierte er eine Thatsache. Als Kreisarzt in einem armen Viertel, hatte er noch nicht gelernt, seine Arzneien dem Gaumen der Reichen mundgerecht zu machen. Bianca war durch seine Antwort beleidigt, hielt sie für einen auf sich gezielten Hieb und brach die Unterhaltung ab, indem sie mit einer kurzen Verbeugung in den Wagen stieg, ohne ihm auch nur anzubieten, ihn ein Stück Weges zu begleiten.

Es ist einmal so, sagte sie sich selbst, es giebt eben Menschen, die man immer in einer gewissen Distanz halten muß.

Sobald sie aber zu Hause war, zog sie sich, froh darüber, daß ihr Mann in der Stadt ab, in ihr Zimmer zurück. Als man ihr Licht brachte, wollte sie es nicht, als man das Essen meldete, wies sie es zurück. Fragen, Antworten, Kopfschmerzen und Klatscherei unter den Dienstboten fanden gar kein Ende; Bianca wußte nichts davon und kümmerte sich um nichts. Dicht an dem Feuer sitzend, instinktiv die erstarrten Füße der Flamme nähernd, ließ sie alles, was sie gesehen und gehört hatte, an ihrem inneren Auge vorüberziehen.

Den Blick auf die Flamme geheftet, wiederholte sie Stück für Stück die letzten Ereignisse; jede Handlung der Mutter, die kleinsten Zwischenfälle der letzten drei Wochen gewannen für sie eine neue Bedeutung, eine neue Farbe.

An die Kleine konnte sie gar nicht denken, sie vermied die Erinnerung, so lebhaft und qualvoll war der Eindruck. Und die grausamen Worte des Arztes? Sie tönten vor ihren Ohren wieder, als wiederholte sie eine neue, feierlichere und gewichtigere Stimme und je mehr sie versuchte, sich von ihnen zu befreien, um so erbarmungsloser drängten sie sich hervor.

Es ist nur allzu wahr, daß die Besitzenden oft vor dem heilsamen Stoß gewisser Wahrheiten bewahrt sind. Ohnehin von jeder Annehmlichkeit für Leib und Seele umgeben, scheinen alle noch bemüht dazu beizutragen, ihnen eine künstliche Atmosphäre zu schaffen: Zerstreuungen, Genuß bis zur Sättigkeit, bis zum Ekel, aber den stärkenden Eishauch des Schmerzes erspart man ihnen, wenn es irgend geht, oder hüllt sie wenigstens bis über die Ohren in Waite. Darum sind sie denn auch so oft Egoisten. Was wissen sie von den vielen Wunden, den vielen Qualen der andern?

Aber wenn sie an sie heranträten, wenn sie sie sähen . . . Wer würde zum Beispiel vor den Zukungen, vor der lang-samen Todesqual eines Geschöpfes, das Hunger hat, nicht sein eigenes geliebtes Ich vergessen?

Durch die starke Erschütterung war Bianca aus der moralischen lethargie geweckt worden, worin sie seither gelebt

hatte. Sie dachte nach. Trotz aller Bestrebungen, diese schmerzliche Erinnerung fernzuhalten, forderte die magere Gestalt des Kindes, das sich allmählich verzehrte und hin-starb, gewaltfam Platz, drängte sich vor alle anderen Gedanken.

Nein, die arme Kleine hatte keine Tuberkulose, sie hustete aus Schwäche, wie einer, der nichts zu essen hat. Nichts . . . zu . . . essen . . . hat . . . wiederholte sie lang-sam, mitteleidlos gegen sich selbst, obwohl sie unter den Worten zuckte, wie ein gepeitschtes Tier. Nichts zu essen hat! . . .

Und unwillkürlich, ja gegen ihren Willen treten einer nach dem andern alle Gerichte ihres langen, prunkhaften Mittagessens vor die Seele, all die koketten Gerichte, die man mit großer Kunst hergestellt hat, um den längst befriedigten und müden Appetit zu kitzeln. Und ein Gefühl der Uebelkeit, ein Ekel voll wilden Aufruhrs erfüllten sie. Wozu das alles? Gab es denn keinen Menschen, dem das nötig oder doch wenigstens nützlich wäre?

Gequält, fieberhaft, mit brennendem Kopfe wandte sie den Blick umher, wie um Frieden zu suchen: Die zitternde Kaminflamme erleuchtete Möbel und Wände mit ihrem flackernden Schein. Und die Gemälde, die Nippssachen, auf die von Zeit zu Zeit ein Lichtstrahl fiel, bekamen ein materisches, geheimnisvolles Aussehen, das sie einen Augenblick fesselte und von ihren trüben Gedanken ablenkte. Aber nur einen Augenblick. Der herrliche van Dyck drüben an der Wand, das große Marderfell auf dem Sofa, jene Vase aus Capo di Moule, die antike Sebröschale, all die über das Zimmer verstreuten Nippssachen, waren sie nicht auch Tausende und Tausende von Franken wert? Für wen, zu welchem Zweck waren sie ausgegeben. Um ihr und ihrem Manne und ihren Freunden noch eine kleine Annehmlichkeit, eine raffinierte Befriedigung mehr zu geben, ihnen, denen es doch wahrlich nicht an Genüssen fehlte.

Die Beängstigung, der Blutdruck im Kopfe wurden immer unerträglich. Die Nerven der jungen Frau waren derartig überreizt, daß sich ihre Gedanken verwirrten. All die kostbaren Gegenstände im Zimmer schienen ihr plötzlich größer und größer zu werden, sich langsam auf sie zuzubewegen, sie zu bedrängen, zu ersticken. Besonders erschreckte sie das große Sofa und das alte Gemälde. Sie hatte wirklich keine Lust mehr oder verlor sie den Kopf? Instinktiv preßte sie sich heftig die Schläfen, fühlte sich einen Augenblick erleichtert, atmete freier, die Gegenstände wichen zurück und nahmen wieder ihre eigentliche Gestalt an.

Aber ihre Beängstigung war noch immer groß, der Tumult der Nerven unerträglich. Bianca war nicht daran gewöhnt, daß ihre Nerven sich bemerkbar machten, wußte noch nicht, durch Zerstreuung und gewaltsame Ablenkung mit ihnen fertig zu werden und so gewannen sie schnell die Oberhand. Immer mehr verlor sie die Herrschaft über sie. Wie behert richtete sie die weit aufgerissenen Augen bald auf den van Dyck, bald auf das Sofa, als sich plötzlich zwischen den beiden dunklen Gegenständen auf der dunklen Wand ein heller Flecken zeigte, der immer größer wurde und dann, umflutet von all dem Licht, klar wie eine Vision, das weiße Bett mit der weißen kleinen Leiche, erschreckend deutlich, den Arm entblößt, den schmalen Streifen geronnenen Blutes, die großen Augen mit dem erloschenen Blick . . .

„Je suis la Fifi, ta jolie fille. La plus coquette de l'alentour . . .“ Dies lustig vor sich hinfügend, trat Alberto bald darauf in den kleinen Salon. Ueber das ungewohnte Dunkel erstaunt, fing er an zu rufen: „Nun, weiße Bianca, wo steckst Du?“ Da er keine Antwort hörte, wandte er sich nach dem Schlafzimmer, stieß mit dem Knie gegen einen Stuhl, wünschte Möbel und Dienstboten dahin, wo der Pfeffer wächst und fuhr fort zu suchen. Auch im Schlafzimmer Dunkelheit und Stille. Was um alles in der Welt, soll denn das heißen? dachte er, und steckte eine Kerze an, er suchte noch hier und da, bis er endlich Bianca im kleinen Salon fand, in einem Lehnstuhl am Feuer, den Kopf hintenübergelegt . . . ohnmächtig. Darauf fieberhaftes Klingeln, Vorwürfe gegen das Personal, das ihn nicht benachrichtigt hat, Entschuldigungen, die ihn noch mehr reizen — endlich Sorgen und Heilmittel ohne Ende.

XII.

Für Alberto, der von dem Vorgefallenen keine Ahnung hatte, mußte es freilich wunderbar erscheinen, daß Bianca ohnmächtig geworden war, aber nach den Erschütterungen des Tages und den langen Stunden, die sie ohne Nahrung verbracht hatte, war das Geschehene nur allzu erklärlich.

Eine Stunde später war alles wieder im alten Geleise, man lachte beinahe. Bianca lag auf dem Sofa und trank Fleischbrühe, von Zeit zu Zeit kühlte sie sich die brennenden Schläfen mit Wasser und erklärte alles mit der ganz begründeten Klage über heftige Kopfschmerzen.

Bei dem gutgelauten Alberto, der nicht leicht etwas tragisch nahm, bedurfte es überhaupt keiner Kunstgriffe, um ihn zu überzeugen, daß die Sache nichts auf sich habe und schnell vorübergehen würde.

Schon nach kurzer Zeit, nachdem er lachend und vergnügt die üblichen Beschreibungen des Dinners gemacht — er war bei einem deutschen Fürsten gewesen — und über das Essen geklagt hatte, das nicht ganz so gewählt, so vollkommen war, wie er es erwartet, kam er mit einer Kenigkeit heraus: „Ich habe eine Ueberraschung für Dich! Denke Dir, der Fürst hat den Wunsch ausgesprochen, Dich kennen zu lernen . . . er hat viel von Dir sprechen gehört, auch von unserer Villa. Ich mußte ihm natürlich das Anbierbare anbieten . . . folglich wird getanzt. Trotz seiner vierzig Jahre und seines stattlichen Umfanges — er ist ein wahrer Mastochse — tanzt er leidenschaftlich. Etwas Allerliebstes habe ich mir schon ausgedacht — viel feiner als der Einfall von Beppo. Man bricht die Wand vom Salon nach dem Treibhaus durch und dort, im Hintergrunde, zwischen den Palmen und Orchideen, leitet man den großen Wasserstrahl hin — wie, das weiß ich schon ganz gut — dann werden unter den Blättern kleine farbige Lämpchen aufgestellt, wie damals bei Emith, weißt Du? Du wirst schon sehen, wie das wird!“

Es war nicht von Bianca zu verlangen, daß sie nach allem, was sie an diesem schmerzlichen Tage durchlebt hatte, in die enthusiastischen Pläne einstimmen konnte. Sie lächelte nur und sagte ein schmerzliches „Ja, Ja.“ Dann lenkte sie ganz allmählich, mit viel Geduld und Geschicklichkeit die Rede auf das, was ihr am Herzen lag, versuchte, Alberto zu rühren durch die Schilderung des toten Kindes, der Mutter, des trostlosen Elends. Sie war ungewöhnlich warm und bereit, noch unter dem Eindruck des Trauerspiels; aber es war offenbar, daß das alles Alberto sehr langweilig war, daß er sich abwand, zuzuhören. Von Zeit zu Zeit warf er ein „arme Frau“, „eine schlimme Sache“, „böse Geschichte“ und ähnliche Trivialitäten ein. Und sie kam wieder darauf zurück, drang in ihn, führte ihn die herzerreißenden Einzelheiten vor die Seele. Schließlich, ganz von ihrer Empfindung hingerissen, machte sie ihrem Manne einen Vorschlag. Wie ein Mensch, der mühselig einen Baum erklettert, um seine Frucht zu erbeuten, so glaubte sie, nach der mühseligen und kunstvollen Beeinflussung Albertos, etwas bei ihm durchzusehen, das ihr selbst jetzt so natürlich, so naheliegend erschien: er solle ihr Unwohlsein zum Vorwand nehmen, um das Fest abzusagen und die Summe, die man dafür ausgegeben hätte, oder die Hälfte, oder ein Viertel davon Erlöse geben.

Alberto sah sie an, als hätte er sie für vollständig verrückt.

„Aus welcher Welt kommst Du eigentlich?“ sagte er brutal. „seit wann fertigt man einen regierenden Fürsten auf die Art ab? Das ist wirklich seine Lebensart, das muß ja den besten Begriff von Florentiner Gastfreundschaft geben. Laß es gut sein. Du hast Dir selbst den Kopf verdreht . . . Liebes Kind, Elend hat es immer gegeben und wird es immer geben. Mach es mit der Vorkehrung ab! Ein bißchen gesunden Menschenverstandes muß man aber doch behalten. Sonst macht man's schließlich wie der Schafskopf Adinoffi, der sein ganzes Vermögen giebt, um ein Erholungsheim oder Spital — was weiß ich — für die Arbeiter zu gründen, die krank oder arbeitsunfähig sind. Was hat er damit erreicht? Was wird aus denen, die draußen bleiben? Ach was, das sind alles Flausen, nichts als Flausen . . .“

„Aber wenn alle es ebenso machten, wenn jeder seinen Nächsten hülf, für ihn thäte, was er kann . . .“

Bianca wollte noch vieles sagen, sie war zu tief erschüttert durch die Welt von Qual, die sich ihr plötzlich aufgethan hatte, aber Albertos Gesicht, das erst gelangweilt war

und sich dann plötzlich vergnügt aufstellte, störte sie und sein lautes Gelächter schchnitt ihr die Rede ab.

„Ha, ha, ha, etwas Jamoses, etwas ganz Jamoses,“ sagte er, „laß Deine Trübsal und höre zu. Aber nicht davon sprechen, beileibe nicht! Ich habe Dir schon gesagt, daß Seine königliche Hoheit ein Zeitmensch ist? Und sehr empfänglich für das schöne Geschlecht. Keulich abends begleitete er ein Wesen, die Baronin Bofeshi — Du weißt ja, was das für ein Dämchen ist — und er, man berichtet nicht wie, in einem Anfall von Färtlichkeit . . . bauß . . . verliert das Gleichgewicht und fällt auf die Knie zwischen den beiden Sitten . . . wie er das gemacht hat, ohne den Rücksitz zu zermalmen, ist mir unklar . . . Aber nein, ein Mann von diesen Dimensionen, wie nun in die Höhe? Uff, uff, uff, verzeufelte Anstrengung . . . alles vergebens! Denke Dir doch: Man mußte wirklich den Wagen halten lassen und den Diener zur Hüfte rufen! Ha, ha, ha!“

Was sollte Bianca thun? Sie fühlte so deutlich, daß jedes ernste Wort keinerlei Spur in seiner Seele ließ, so wenig wie ein Dorn auf einem Polster. Und sie war ja auch immer an diese Lebensauffassung gewöhnt worden. Auf einmal wird ihr leichter und freier, wie einem, der nach längerer Abwesenheit ins eigene Haus zurückkehrt, in das gewohnte Leben, in sein eigenes Selbst. Und dann der natürlichen Reaktion der Jugend und der Kraft, mit der viele vom Glück Begünstigten jedes Leid von sich abstoßen, begann sie schon, an dem zu zweifeln, was sie gesehen hatte, versuchte sie, die tragische Wahrheit abzuschwächen. Vielleicht hatte der Arzt übertrieben, vielleicht, vielleicht? . . .

Und nach einer Sekunde des Jögerns glänzten Biancas Augen und sie fiel in das Gelächter des Gatten ein:

„Ha, ha, ha!“ — —

(Nachdruck verboten.)

Natal.

Das Land, dessen Name heute in aller Leute Munde ist, wurde Weihnachten 1497 von Vasco de Gama entdeckt und Natal genannt, weil er an die natalis Domini an diese Küste kam. Lange blieb Natal trotz seiner günstigen Lage unbeachtet. Erst 1719 gründeten die Holländer dort eine Kolonie, doch war dieser nur kurze Dauer beschieden. Nicht besser erging es der englischen, 1824 von dem Lieutenant Farewell gegründeten Niederlassung. Im Jahre 1834 siedelten sich wieder einige Engländer dort an. Kapitän Gardiner gründete 1835 Port Durban und konstituierte diese Kolonie als Republik Victoria. Da aber die englische Regierung sie nicht in Besitz nehmen wollte, so verließ Gardiner 1838 Natal, worauf die Kolonie wieder einging. Inzwischen waren aber mehrere Flüge der aus der Kapkolonie auswandernden Boeren nach Natal gekommen. Sie thaten das Werk, vor dem sich die englische Regierung damals schonte. In blutigen Kämpfen mit den kriegerischen Kaffern eroberten sie das Land und verweigten in dem von ihnen erbauten Pietermaritzburg die Namen der gefallenen Führer Pieter Retief und Gerrit Maritz. Die am 24. Dezember 1839 errichtete „botanisch-afrikanische Maatschappij“, wie die Boeren ihre Niederlassung nannten, begann sich rasch zu entwickeln. Da bestritt die englische Regierung den Boeren das Recht, in Natal einen unabhängigen Staat zu gründen, und auf ihr Geheiß begann der Gouverneur der Kapkolonie 1842 die Feindseligkeiten. Nach mehreren Kämpfen unterlagen die Boeren der Uebermacht der Engländer und vertiechen nun in der Mehrzahl wieder das Land. Als Natal am 10. Mai 1843 zur englischen Kolonie erklärt wurde, führte Andries Pretorius, der Sieger des Zulu-königs Dingaan, die auswandernden Boeren in das Gebiet des Oranje und des Vaal. Begreiflicherweise hatte die Verbindung des so lange abseits vom Verlehr gelegenen Natal mit dem englischen Welthandel und europäischer Bildung sein schnelles Aufblühen zur Folge. Englisches Kapital verbesserte den Hafen von Port Natal, an dem nun die Stadt Port d'Urban, kurzweg Durban genannt, sich erfreulich entwickelte, aber es bedurfte der Aufschliebung der Kohlenbezirke im nordwestlichen Natal und der Goldfelder in Transvaal, bis die Eisenbahn von Durban nach Charlestown gebaut und dann bis Johannesburg verlängert wurde. Im Jahre 1893 bewilligte England der Kolonie die selbständige Verwaltung, doch ernennt die Krone den Statthalter und den ausführenden Rat, sowie ein Viertel der gesetzgebenden Versammlung. Natal hat 48 500 Quadratkilometer Flächenraum, ist also ungefähr so groß wie Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen zusammen (49105 Quadratkilometer). Die Einwohnerzahl beträgt jetzt rund 550 000 Einwohner, von denen die Mehrzahl Kaffern, 40 000 Indier und 50 000 Europäer bezw. von europäischer Abstammung sind.

Natal ist eines der interessantesten Gebirgsländer. Die den Rand der ostwärts abbrechenden großen afrikanischen Hochebene bildenden Drakens- oder Kathlamadberge scheiden Natal von den westlich angrenzenden Republiken, wohin der Van Rieenen-Paß (1650 Meter M. H.) und der De Beer-Paß (1720 Meter M. H.) führen. Von Westen gesehen erscheinen die Drakenberge wie eine

senkrechte Mauer; während sie sich nach Osten allmählich abdachen. Sie bilden die Wasserseide zwischen dem Indischen und dem Atlantischen Ocean, weshalb die Flüsse von Natal einen verhältnismäßig kurzen Lauf mit vielen Fällen haben und nicht schiffbar sind. Dieses Land ist ein wahres Terrassenland. Von der Höhe der Drakenberge gewahrt man, wie es in drei Stufen zum Meere abfällt und dadurch vier unregelmäßige Terrassen bildet, von denen die höchste eine durchschnittliche Höhe von 1200, die zweite von 600, die dritte von 250 Meter hat, während die unterste das subtropische Küstenland bildet. Die 300 Kilometer lange Klippenreiche Küste ist teils schlecht, teils gar nicht zugänglich und hat nur einen Hafen von Bedeutung, nämlich Durban.

Im Nachstehenden soll nun in Kürze das Land näher geschildert werden, indem wir dem Wege folgen, den die Boeren bis Durban zurückzulegen haben. Der unbedeutende Grenzort Charlestown, der in der Influvie nur 207 Kilometer von Durban (also so weit wie Berlin von Hamburg) entfernt ist, liegt 1641 Meter über dem Meere (was etwa der Höhe der Schneelippe entspricht). Nicht weit von Charlestown erhebt sich 600 Meter über die Ebene der Majuba Hill, ein Tafelberg, mit dessen Erstürmung die Boeren von Transvaal am 27. Februar 1881 ihren ersten Freiheitskrieg zu Ende geführt hatten. An der Bahn nach Durban liegt 40 Kilometer südlicher und mitten in dem großen nach Transvaal hineinreichenden Kohlenbezirk das Städtchen Newcastle (2000 Einwohner), und weitere 50 Kilometer südlich die kürzlich so heiß umstrittene Eisenbahnstation Glencoe-Junction. Von hier führt eine Zweigbahn von 7 Kilometer Länge nach dem Städtchen Dundee (1800 Einwohner), dessen Kohlenlager allein mächtig genug sind, um für lange Zeit Natal und die in Durban anlaufenden Schiffe mit Kohle versehen zu können. 50 Kilometer südwestlich von Glencoe, erreicht die Bahn das jetzt im Mittelpunkt des Interesses stehende Ladysmith, eine kleine, lebhafte Stadt von 4500 Einwohnern, die aber neben einigen stattlichen öffentlichen Gebäuden nur Wellblechhäuser anweist. Die landesübliche Bauart. Bei Ladysmith teilt sich die Bahn. Eine Zweiglinie wendet sich westlich nach Harrymuth und weiter in den Draakenfreistaat hinein, die Hauptlinie führt weiter südlich, überdreißigt bei Colenso (20 Kilometer von Ladysmith) den Ingeklus, den bedeutendsten dieses Landes, erreicht 30 Kilometer südlicher bei dem Städtchen Esicourt den Rand der obersten Terrasse und steigt eine Verglette hinab zur zweiten. Zum letztenmal und schon in weiter blauer Ferne zeigen sich hier die Drakenberge. In der Nähe der Stelle, wo heute die Eisenbahnbrücke von Esicourt über den Bushmanns-River führt, wurde 1838 eine von Pieter Retief geführte gegen 700 Köpfe starke Boeren-schar, Männer, Weiber und Kinder, von den Kaffern überfallen und niedergemetzelt.

Die zweite Terrasse Natals ist größtenteils eine gewellte und graße Ebene fast ohne Baumwuchs, in die nur wenige Hügel etwas Abwechslung bringen. Wo der (nördlich von Durban in das Meer fallende) Umgang die Townhills, die den Rand dieser Terrasse bilden, durchbricht, liegt der kleine Ort Howid, der wegen eines großartigen Wasserfalls ein beliebtes Ausflugsziel für die Bewohner des nahen Pietermaritzburg ist. In weiten Windungen steigt die Bahn die Townhills hinab zur dritten Terrasse, die ebenfalls flach ist, und erreicht bald Pietermaritzburg, den Sitz der Regierung von Natal. Diese Stadt liegt höchst malerisch am Uzufluss (einem Nebenfluß des Umgang) auf einer breiten, sich etwas von Südwest nach Nordost senkenden Ebene (616 Meter über dem Meere) und macht, besonders von dem Hügel gesehen, an den sie sich anschmiegt, einen sehr vorteilhaften Eindruck, wozu einige schöne öffentliche Gebäude viel beitragen. In dem ansehnlichen Regierungsgedäude tagen die geistgebenden Körperschaften, das Unterhaus und das Oberhaus. Geschmackvolle Bauten sind auch das turmgekrönte Rathaus, dem gegenüber ein figurenreiches Denkmal auf die im Kulturkrieg Gefallenen erinnert, und die Post. Weite Gegenden nördlich und östlich von Pietermaritzburg sind von Hannoveranern besiedelt, wie denn überhaupt das norddeutsche Element den größten Teil der deutschen Einwanderer stellt, die ganze Dörfer geschaffen haben, wo die heimische Eigenart fortlebt. Fünfzig Kilometer südöstlich von Pietermaritzburg vermittelt eine talle Verglette die Absinkung dieser Terrasse zur Küste. Die Bahn beschreift vielfach Schlangenwindungen. In Höhen erscheint in einer grünen Ebene die kleine Ortschaft Pinetown und nicht weit davon die Ansiedlung Nundentschland, dahinter das bergige Küstenland und am Horizont das blaue Meer. Das Küstenland ist von tiefen tiefen Thälern und Schluchten durchzogen und bietet in der Nähe der zahlreichen Wasseradern und ihrer prächtigen Fälle die entzückendsten Landschaftsbilder. In dem ungemün fruchtbaren Boden gedeihen alle Gemüße vortrefflich, auch Kaffee, Zuderrohr und Thee, dazu die köstlichsten Früchte, die massenhaft nach Transvaal und nach dem Kapland ausgeführt werden. Willen erheben den Reiz dieser Gegend, die mit Recht der Garten Südafrikas genannt wird.

Inmitten dieses Gartens liegt Durban, das 28 000 Einwohner hat, 14 000 Europäer und je 7000 Indier und Kaffern. Ohne Frage ist Durban die schönste Stadt Südafrikas und kann im Hinblick auf die herrliche Lage am Nordrand der weiten Bucht Port Natal, in der sich malerische kleine Inseln spiegeln, wohl ein südafrikanisches Neapel genannt werden. Diese durch eine lange flache Landzunge ostwärts vom Meer getrennte Bucht bildet den Juvenhafen. Sie ist etwas flach und verlandet und wird daher durch die Ebbe größtenteils trocken gelegt, doch behalten einige Kanäle zwischen den Inseln auch dann noch

Tiefe und Breite genug, um selbst die größten Schiffe aufnehmen zu können. Vor der nach Süden gerichteten Einfahrt liegt eine Sandbarre, die noch nicht ganz beseitigt werden konnte, indessen ist die Zugänglichkeit durch weit in das Meer hinaus gebaute Molen so weit verbessert, daß Schiffe bis zu 6 Meter Tiefgang in die Bucht einlaufen können. Größere Schiffe finden in der Lujenscheede einen guten Ankergrund, aber starke Ostwinde können ihnen gefährlich werden. Personen und Güter der im Lujenshafen verbleibenden Schiffe werden von Landungsdampfern abgeholt. Bei hohem Seegang ist es fast unmöglich, jedenfalls sehr gefährlich, einen solchen Dampfer von der Schiffstreppe aus zu besteigen. Die Passagiere werden deshalb in großen, eigens zu diesem Zweck gefertigten, mit einer Thür und einem Sitz versehenen Körben wie Frachtstücke in den Landungsdampfer hinabgelassen. Aus alledem erhellt, daß die Landung von Truppen in Durban schwierig und zeitraubend, zu Zeiten sogar unmöglich ist, was natürlich in dem Kriege Englands wider die Boeren schwer ins Gewicht fallen kann.

Bei der Armut der südafrikanischen Küste an guten Häfen bleibt aber der Hafen von Durban immer noch einer der besten. Darum und wegen mancher Günst der geographischen Lage scheint Durban berufen zu sein, eine der ersten Städte Südafrikas zu werden. Es hat durchaus modernen Charakter. Die Straßen sind breit und gerade, mit sauberen Bürgersteigen versehen und vortrefflich kanalisiert. Die Kleinlichkeit ist mustergerichtig. Hauptverkehrsstraße ist Weststreet mit ein- bis dreistöckigen Geschäftshäusern und schönen Verkaufsläden. Dort liegt das prächtigste Gebäude von Durban, das Rathaus mit seinem hohen durchbrochenen Turm. Die Privathäuser sind meist keine einstöckige Gebäude mit Veranda und hübschem Vorgarten und nur für eine Familie berechnet. Ein mit der Küste paralleler Höhenzug, die Berea, die eine schöne Aussicht über die Stadt und die Bucht gewährt, trägt die Villenvorstadt. —
Otto von Weiler.

Kleines Feuilleton.

— Eine vieltausendjährige Kunst. Unter diesem Titel wird der „Köln. Ztg.“ geschrieben: In dem Dorfe Birlinghoven, etwa 5 Kilometer südlich von Siegburg, findet sich eine große Anzahl Wohnhäuser und Schenken, die in Holzschwert aufgerichtet sind. Die einzelnen Fachwerke sind durch ein Flechtwerk ausgefüllt, über welchem eine glattgestrichene Lehmfläche angebracht ist. Dieser Lehmbeschlag wird bei näherer Betrachtung bemerkenswert durch eingetragene gradlinige und krummlinige Verzierungen, die bald durch Einzelstriche, bald durch Stammstriche hergestellt sind. Stammstriche werden sie genannt, weil sie mit einem lammartigen Instrument, das 6–8 Zinken hatte, in den noch weichen Lehmbeschlag eingeritzt wurden. Auffallender noch werden diese Ornamente, wenn wir sie mit denen auf den germanischen Graburnen des Niederrheins vergleichen. Die meisten derselben sind allerdings nicht verziert; kommen jedoch Ornamente vor, so sind sie ebenfalls durch Einzel- oder Stammstriche hergestellt. Auch der Inhalt, die Motive der Ornamente der Häuser in Birlinghoven entsprechen denen unserer germanischen Graburnen, Motive, die aus dem Flechten und Weben hervorgegangen sind, und die man daher als Flechtmuster zu bezeichnen pflegt. So sieht man einzelne Fachwerke, die mit sich kreuzenden senkrechten und wagerechten Strichen ausgefüllt sind, in Einzel- und Stammstrichmanier. Oft sind es auch schräge Linien, die sich in der verschiedensten Weise schneiden. Außer diesen gradlinigen Verzierungen findet sich besonders häufig die Wellenlinie, einfach, parallel oder sich kreuzend; im letzteren Falle entsteht eine Figur ähnlich der 8 oder eine Kreisette. Der Kreis, der Halbkreis, das Kreissegment und die Spirale sind ebenfalls vertreten. Es könnte vielleicht die Vermutung aufsteigen, diese Mäßen und Striche seien hergestellt, um dem Kalkverputz größere Festigkeit zu verleihen. Dem widerspricht aber schon in Birlinghoven der Umstand, daß alle jene Häuser, die mit den oben bezeichneten Verzierungen ausgefüllt sind, keinen Kalkverputz besitzen, auch keine Anzeichen an sich tragen, daß der Kalkverputz im Laufe der Zeit abgefallen wäre. Mindestens zwanzig bis dreißig Häuser des kleinen Birlingdorfes der Pfarre Stieldorf zählt man mit den Verzierungen, und wir gehen nicht fehl, wenn wir in denselben eine absichtliche Ausschmückung der Wände sehen. Diese Vermutung wird zur Gewissheit bei einer längeren Wanderung durch die Dörfer des Lahngebietes von Ems bis Wehlar. Hier sowie in den einige Stunden von der Lahn entfernten Dörfern im Taunus und im Westerwald gewahren wir diese Hausverzierung noch in voller Blüte. Die Ornamente befinden sich auch auf dem Lehmbeschlag der Häuser, aber in viel reicherer und gewissermaßen mehr künstlerischer Ausführung auf dem Kalkverputz selbst. Ganze Giebel und Häuserfronten sind mit Ornamenten bedeckt. Die Herstellung ist jedoch eine andere als bei denen auf dem Lehmbeschlage. Der ländliche Künstler bediente sich eines Instruments, das zehn bis zwölf nahe beieinander stehende Spitzen hatte, also einer Art kleinen Besens. Mit diesem Besen wurden in den weichen Kalkverputz Einbrüche hergestellt, die nun in fortlaufender Reihe aneinander fügten. So entstanden gradlinige, krummlinige und Spiralamamente, sogar Blumen, Pflanzen und Tiere. Unter den gradlinigen Verzierungen findet sich die senkrechte, wagerechte und schräge Linie, das Sparrenmuster, die Zigzaglinie, das Winkelmotiv in vielfältiger Ausführung, das Dreieck, das Kreuz. Am meisten ausgebildet sind das krummlinige Ornament

sind die Spirale. Ellipse, konzentrische Kreise, Kreissegmente, zu den verschiedensten Figuren kombiniert, bieten reiche Abwechslung. Die Spirale tritt einfach und doppelt auf; bald sind es Doppelvoluten, beide nach derselben Richtung, bald schneiden sich Doppelspiralen und verbinden sich zu amnütigen Bildern. Oft setzen sich auf die Voluten ganze Reihen von einfachen Voluten an, abwechselnd einmal rechts, das andere Mal links fallend. Gradlinige, krummlinige und Spiralmuster sind stets in Verbindung miteinander gebracht, so daß jedes Haus die größte Abwechslung in der Verzierung zeigt. Nicht selten finden sich Jahreszahlen in derselben Art wie die Ornamente zwischen den Verzierungen angebracht. Die älteste Jahreszahl ist 1665, die jüngste 1873. Von Tieren findet sich der Hahn zu wiederholten Malen. Bis in die Gegenwart hinein hat man also in dieser Weise die Häuser verziert. Jetzt pflegt man jedoch die Fachwerke mit Schwenkmiteln auszufüllen und die Ornamente nicht mehr anzuzubringen. Besonders reich verzierte Häuser sind in Laurenburg, in Baldmünster, in Eschoven, in Ammenau a. d. Lahn, in Kaltenholzhausen (Tammus) und Eschenau (Westertwald). Letzterer Ort ist besonders merkwürdig, weil sich daselbst die Ornamente auch im Innern eines Hauses, in dem Hausflur und in den Zimmern, befinden. Es leuchtet sofort ein, daß diese Linien als wirkliche, gewissermaßen architektonische Ornamente anzusehen sind, welche die Aufmerksamkeit und Beachtung weiterer Kreise wohl verdienen. Durch diese Ornamente werden wir in den Stand gesetzt, uns ein Bild von der Ausschmückung der Häuser unserer Vorfahren auch in vorgeschichtlicher Zeit zu machen. Denn die Hausornamente an der Lahn und Sieg stehen nicht vereinzelt da. An der Saale sind sie auch beobachtet worden, und die Wenden pflegten ebenfalls mit einem mehrzähligen Instrument ihren Wohnungen Schmuck zu verleihen. Auch in Ungarn hat Professor Much Häuser gefunden, deren Hinterwände mit Spiralen und Wellenlinien angefüllt waren. Finden wir so die Sitte der Hausverzierung weit verbreitet, so giebt uns die Altertumskunde Mittel an die Hand, diese Art der Ornamentation mit der in vorgeschichtlicher Zeit üblichen zu vergleichen. In Italien und Deutschland hat man Grabgefäße gefunden, die genau in der Form der damaligen Wohnungen hergestellt worden sind. Man pflegt diese Urnen „Hausurnen“ zu nennen. Solche Hausurnen sind mit Spiralen geschnitten. Dazu kommt noch folgendes. In einem Grabhügel aus vorgeschichtlicher Zeit entdeckte man Lehmbröden, die nicht von Gefäßen, sondern von dem Lehmgeschlag eines Hauses herrühren. Diese Lehmbröden waren mit farbigen Spirallinien verziert. Auch Tacitus macht eine Andeutung, aus welcher hervorgeht, daß die alten Deutschen in ähnlicher Weise ihre Wohnungen ausschmückten, da einzelne Stellen der Häuser wie Malerei und Farbzeichnung ansahen. Die uralte Art der Hausverzierung sehen wir an der Sieg und Lahn also, gemäß dem zähen Festhalten des Landvolkes am Altbergebrachten, sich erhalten, so daß wir mit Recht beim Anblick der alten Hausornamente von einer vieltausendjährigen Kunst sprechen können. —

Musik.

„Einfach und volkstümlich!“ Das war der leitende Gedanke, mit dem im vorigen Sommer bei dem großen Gesangsmanöver in Kassel mehrere Kompositionen, darunter das Männerquartett „Der Reiter und sein Lieb“ von Edwin Schulz, Lob und Preis empfangen haben. Einfach und volkstümlich: das sind keine Ziele, auf die unmittelbar losmarschiert werden kann; das sind Güter, die sich erst als Folgen von anderen Gütern ergeben. Eine wahrhaft hohe Kunst wird eben auch einfach sein; eine wahrhaft hohe Kunstbildung wird das Einfache daran auch erfassen, und ein wahrhaft hohes Volksleben wird auch eine volkstümliche Kunst fördern. Ohne diese drei Bedingungen wird alles Mühen nach Einfachem und Volkstümlichem nur einen Schein davon erzeugen. Jenes Quartett besitzt jedenfalls eine rein musikalische Wohlgefälligkeit und eine schlichte Bescheidenheit, mit der Erfolg ist dem verdienstlichen Schöpfer gewiß zu gönnen. Die scheinbare Einfachheit usw. ist jedoch in der That etwas anderes, ist die Anpassung an eine überkommene, durch Mendelssohn, Marschner u. a. uns eingetragene Melodienform. Solche traditionelle Stücke lassen sich ins Beliebigste weiter komponieren, ein Duzend zum selben Text, oder dasselbe zu einem Duzend verschiedener Texte. Schon die Gleichgültigkeit der Weise gegen das Wort verbietet, von Einfachheit dort zu sprechen, wo zwei so verschiedene Welten aneinander gepreßt sind, und von Volkstümlichkeit, wo einem künstlich verbildeten Geschmack des Publikums gehuldigt wird. Und die Herstellung einer solchen Kunst bedarf keines neuen Eingreifens: dazu genügt eine Tafellieder-Sammlung aus Abt. Lassen u. a.

In Berlin war jenes Lied zuerst in einem sommerlichen Konzert des Lehrer-Gesangsvereins und dann in einem eben solchen des Männer-Gesangsvereins „Cecilia-Melodia“ vorgetragen worden; im letzteren wurde danach der Komponist, als Ehrenmitglied dieses Vereins, hinaufgejubelt und dirigierte sein Werk nochmal selber, mit langsamem und wechselreichem Zeitmaß. Vor wenigen Tagen brachten die Lehrer in einem Konzert, das am 26. d. M. wiederholt werden soll, das Lied wieder und daneben den auch schon im Sommer vorgetragenen „Choral von Leuthen“ Reinhold Weckers, der ebenfalls zu Kassel gekrönt worden war: ihn schmückt nicht einmal die schlichte Bescheidenheit, ihn ziert etwas anderes, das beim lieben Reiter zum Glück noch fehlt: der Effekt. Die sonstigen Darbietungen des Vereins waren im ganzen von

bekannter Auswahl und Güte: neben dem Liedertafel-Klassiker Heger leuchteten zwei Cornelius, und in der wirkungsvollen, eine Mitte zwischen Altem und Neuem haltenden Komposition „Das Meer“ von de Haan bewährte sich der Chor (den freilich an Wohlklang berufsmäßige Gesangsvereine leicht übertreffen können) als besonders tüchtig. Ein weniger bekannter Komponist, A. (nicht B.) v. Othegraven, war durch einen hübschen, geistreich in älterem Stil gehaltenen Späß: „Der Pfeifer“ vertreten. Als Solistin wirkte Frau Prof. Schmidt-Röhne mit; ihre Töne klangen vielleicht für gewöhnlich fester, als es diesmal eine vermutliche Indisposition erdeutlichen ließ.

Die Anforderung einer, eventuell auch zu einer gewissen Vollständigkeit geeigneten Einfachheit, erfüllen in merkwürdiger Weise die verschiedenlichen Kompositionen des als einziger Verlioz-Schüler gerühmten Dänen Asger Hameril (geb. 1843), der sich am Montag mit einem eigenen Kompositions-Konzert in der Philharmonie dem jetzigen Berliner Publikum wohl zum erstenmal bekannt machte, nachdem von ihm in anderen Ländern vieles und in einigen deutschen Städten einiges Wenige vor die Öffentlichkeit gebracht worden war. Grundzug seines Schaffens: spärliche, knappe, nicht sehr originelle, häufig recitativische Themen, die ungemein lang und ermüdend ausgesprochen werden, mit einer auffallenden Neigung zum Solemnem, Fansarcastischen einerseits, zum Lamentösen andererseits. Gegenüber dem thematisch, klanglich und harmonisch leppigen der in unseren großen Konzerten beliebten Ausländer und auch des neuesten Mascagni besitzt Hameril eher zu viel Einfachheit und Knochigkeit. Von seinen fünf, als „poetisch“, „tragisch“, „lyrisch“, „majestös“ und „ferios“ bezeichneten Sinfonien kamen hier die zweite und ein Stück der vierten an die Reihe. Was wir von jener hörten, zeigt ihn, vielleicht den Mittelsatz des Scherzos ausgenommen, in ungünstigem, zumal durch das schier endlose Hinausziehen langweiligem Licht. Besser war ein Orchesterstück aus der „Christlichen Trilogie“; die wenigen langgehaltenen Töne des Anfangs, an den Beginn der „Nemten“ Beethoven's erinnernd, ergeben jedenfalls einen großzügigen Wurf, dessen geheimnisvoller Eindruck nur wieder später durch die vielen alten Wendungen beeinträchtigt wird. Ein „Offertorium“ mit Ad-follo, von Tilly Koenen ausdrucksvoll gesungen, war abermals recht lamentabel. Daß aber die Nähe des Publikums auch nach dem „Erntereigen“ (Frauenchor und Orchester) anhielt, war unrecht: die schablonenlose Komposition ist trotz des Wiederkommens der meisten erwähnten Züge geradezu bedeutend, insbesondere durch ihre Vereinigung von innerer Melodiosität und von interessanten Harmoniefolgen. Alles in allem genommen bringt der Komponist zwar im einzelnen viel Unoriginelles; allein schließlich muß man doch sagen, seine Kompositionsweise ist im ganzen nichts (auch nichts von Verlioz) Angelerntes und kann nicht leicht irgendwo „untergebracht“ werden. —

sz.

Humoristisches.

— Musikalische Soiree. „Wer ist denn dieser Madam-macher da am Klavier?“
 „Aber ich bitte Sie, der Herr ist Pianist. Das ist nun mal sein Beruf.“
 „Bardon, ich bin Chirurg, aber ich schneide doch nicht in die Leute, wenn ich in Gesellschaft bin.“ —
 — Unsterblichkeitsbeweis. „Kamrad, sag'n Sie mal: Glauben Sie an ein Wiedersehen nach dem Tode?“
 „Aber natürlich! Wozu würde man denn in Uniform begraben?“ — („Simplic.“)

Notizen.

— Hermann Sudermanns „Ehre“ wird am 27. November in einer Festvorstellung im „Lessing-Theater“ gegeben. Das Stück ging an diesem Tage vor zehn Jahren zum erstenmal in Scene. —
 — Die französische Gesellschaft „La Boulotte“ wird im Victoria-Theater in Berlin ein zweites Gastspiel eröffnen. —
 — Die Münchener literarische Gesellschaft brachte im Gärtnerplatz-Theater Maeterlinds „Tod des Tintagiles“ zur Aufführung. Bearbeitung und Darstellung waren ungenügend, das Stück erzielte keinen Erfolg. Dagegen hatte Karl Rosners dreitägiges Schauspiel „Taube Ehen“ starken, jedoch nicht unbestrittenen Beifall. —
 — In München hat sich eine „Gesellschaft zur Erhaltung bayrischer Denkmäler der Tonkunst“ gebildet, die künstlerisch oder entwicklungsgeschichtlich wertvolle Musikhandschriften veröffentlichen will. —
 — In Kattowitz soll ein Theater erbaut werden. Eine Güttinger-Gesellschaft hat bereits einen größeren Beitrag geleistet. —
 — Die ersten fünf Aufführungen von Richard Wagners Musikdrama „Tristan und Isolde“ am Nouveau-Théâtre in Paris brachten an Einnahmen 98 759 Franc. —
 — In Graubünden wurden innerhalb weniger Tage zwei Steinadler erlegt und ein dritter angefloßen. —
 — Jetzt erhält auch Paris einen „Bollenkrayer“. Das Haus, in dem die Archive der französischen Finanzverwaltung untergebracht werden sollen, wird 14 Stock hoch gebaut. Die Konstruktion ist ganz aus Eisen. —